

### **Editorial zum Themenschwerpunkt „Mensch und Tier“: Tiergeschichten**

Obwohl sich Tierschutzvorschriften bereits in der Bibel und tierethische Argumente in Vegetarismus und Tiervernunftsdiskussionen bei den antiken Philosophen finden, kann von dem Entstehen einer eigenständigen Tierethik – als Reflexion der dem menschlichen Handeln am Tier zugrundeliegenden moralischen Prinzipien und Normen – erst in der Neuzeit gesprochen werden (vgl. Düwell u. a. S. 282). Dabei durchlief die Geschichte der Tierethik vom 17. Jahrhundert an – bezugnehmend insbesondere auf Kant im europäischen und Bentham im anglo- bzw. später anglo-amerikanischen Raum – unterschiedliche Strömungen, die sich grob in die drei Formen eines „sittlich vertretbaren Umgangs des Menschen mit Tieren“ unterscheiden lassen: die „anthropozentrische“, die „pathozentrische“ und die „biozentrische“ Einstellung (Precht/Burkhard 1999, S. 598).

Für die Vertreter der klassischen Anthropozentrik gilt im Gefolge Kants der grausame Umgang mit Tieren für eine Verletzung der Pflicht des Menschen gegenüber sich selbst. Diese Einstellung macht natürlich nur Sinn, wenn wir auf etwas verweisen, das wir möglicherweise zwar nicht mit den Tieren, doch aber mit allen menschlichen Wesen teilen, nämlich Vernunft. Von soziologischer Seite kann Niklas Luhmann die Grundlage dieser Position allerdings leicht in Schwierigkeiten bringen, wenn er fragt, wo denn diese Vernunft sei, und vor allem, wer sie habe. Nicht ganz so leicht machen es uns da die Vertreter der Pathozentrik, wie etwa Peter Singer, die nicht von der Vernunft, sondern im weitesten Sinn vom Gefühl ausgehen. Im Anschluss an Benthams These gehen solche utilitaristischen Positionen vom Einbezug auch der Tiere aufgrund ihrer Leidensfähigkeit in Interessenabwägungen aus. Das Problem dieser Positionen liegt allerdings darin, dass die empirischen Kriterien für tierisches Leid nicht weniger umstritten sind, als die ursprünglichen praktischen Fragen. Singer will uns letztlich davon überzeugen, dass wir von unseren zufällig historisch entstanden Vorurteilen, – etwa dass es ethisch verwerflich sei, Artgenossen zu verzehren – ablassen sollten, zugunsten eines objektiven „empirischen“ Kriteriums der Bewertung von Handlungen. Die Frage ist, ob das für unseren Umgang mit Tieren und darüber hinaus für unseren Umgang mit uns selbst wirklich nützlich wäre.

Biozentrische Positionen letztlich versuchen diesen methodischen Schwierigkeiten zu entgehen, und stellen stattdessen im Sinne Albert Schweitzers die Forderung der Gesinnung einer „Ehrfurcht vor dem Leben“. Ob diese Forderung im Hinblick auf die Veränderung unseres Umgangs mit Tieren jemals sonderlich überzeugend gewirkt hat, sei dahingestellt.

Wie dem auch sei. Sozialgeschichtlich – auf den anglo-europäischen Kontinent hin gesehen – erweisen sich die Gründe für eine solche Reflexion unseres Umgangs mit Tieren weniger als Gründe, die aus angestrengtem und tiefem Nachdenken folgen, denn vielmehr als Folgen einer erweiterten Loyalität gegenüber Tieren. Denn sozialgeschichtlich bedeutsam u. a. für die Gefühlsstruktur des städtischen Bürgertums „sind die zunehmende Verdrängung der Hausschlachtung aus der Öffentlichkeit sowie die feudale und bürgerliche Haltung von Haustieren als Statussymbole oder Schosstiere“ (Düwell u. a. 2001, S. 282).

Möglicherweise könnte es uns also bei unserem Umgang mit Tieren weiterbringen, nicht länger von einer Beziehung zwischen Mensch und Tier, Vernunft und Unvernunft usw. zu sprechen, sondern von Loyalitätsbe-

ziehungen, die so weit reichen, wie das eigene Geld und die eigene Muße reicht. Es erscheint uns gegenwärtig ethisch oder wie auch immer durchaus geboten, beispielsweise „Max“ den Boxerrüden zu einem ‚von uns‘ zu zählen. Ganz einfach, weil wir von solchen Tieren eine Geschichte erzählen können, die etwa so beginnt: „Als Oma starb, war ‚Max‘ noch ein Welp...“ Oder: „Als Tom seine Therapie mit ‚Sunny‘ begann, sah ich unser Kind zum ersten Mal nach dem Unfall wieder lachen ...“. Von den meisten Masthühnern können wir solche Geschichten nicht erzählen. Und es bleibt wohl den Tierschützern überlassen, die unter Androhung von Hausfriedensbruch heimlich aus Zuchtfabriken berichten, uns dazu zu bringen, dass ein Masthuhn unserem „Max“ oder unserer „Sunny“ weitaus ähnlicher ist, als wir bisher angenommen haben.

Mit der vorliegenden Ausgabe „Mensch und Tier“ der IZPP haben wir uns entsprechend wieder ein Thema gestellt, das im strengen wissenschaftlichen Sinn keiner methodischen Lösung zugeführt werden kann. Vielmehr war es unser Anliegen, das Gespräch über Mensch und Tier mit Hilfe der hier versammelten Beiträge in Gang zu halten. Entsprechend hoffen wir, dass es uns auch in dieser Ausgabe gelungen ist, unseren Lesern eine Auswahl an Beiträgen zu präsentieren, die zum Nachdenken, Weiterdenken und vielleicht zu einer tieferen Auseinandersetzung mit der Thematik anregt.

Allerdings sieht sich die IZPP inhaltlich nicht nur ihren jeweiligen Schwerpunkten verpflichtet. Vielmehr freuen wir uns sogar ausdrücklich, wenn uns auch Beiträge zu anderen Themen aus der interdisziplinären Zusammenarbeit von philosophischen, medizinischen, psychologischen und benachbarten Disziplinen erreichen. In der vorliegenden Ausgabe widmen sich die beiden Beiträge von Liebherr et al. und Jäger et al. kooperativ der Dimensionalität von Informationsvermittlung. Im ersten Beitrag werden im Sinne einer theoretischen Auseinandersetzung die Bedingungen kommunikativen Handelns ausgelotet, wobei einer differenzierten Bewertung von Gedächtnisfunktionen besondere Aufmerksamkeit zukommt. Die Autoren betonen die Bedeutung einer Unterscheidung von deklarativen und prozeduralen Gedächtnisfunktionen. Ohne explizite Erwähnung wird deutlich, von welcher Bedeutung diese Unterscheidung für das Bild vom Menschen und damit auch für philosophische Fragestellungen ist – und nicht zuletzt im Sinne unseres Schwerpunktheftes auch für die Unterscheidung von Mensch und Tier. Zwar beschäftigen sich Liebherr et al. damit thematisch nicht näher, vielmehr werden diese Funktionen vor dem Hintergrund unserer Kommunikation beleuchtet. Angesichts unseres Themenschwerpunktes sei doch daran erinnert, dass sich der Mensch wohl gerade hinsichtlich der Ausdehnung der Funktionen des deklarativen Gedächtnisses im Laufe der Evolution allmählich von den „anderen Tieren“ abhebt: Dieses Erinnern erlaubt ihm die Wahrnehmung seiner gelebten Zeit, so dass er sein Leben in diese Zeit hinein entwerfen kann (und muss). Daher liegen hier die quasi evolutionären Ursprünge menschlicher Angst, Trauer und Schuld wie auch menschlicher Hoffnung, menschlichen Glücks und menschlichen Wirkens begründet. So streift dieser Beitrag ohne es dezidiert zu wollen in der fundierten Beschäftigung gerade mit den Grundlagen menschlicher Kommunikation durchaus wichtige Aspekte des diesmaligen Schwerpunktthemas. Im „Teil II“ übertragen Jäger et al. das Thema dann konkret auf die Tätigkeit im Gesundheitswesen und die Wirksamkeit medizinischen Handelns angesichts der kommunikativen Basis der Beziehung zwischen Behandler und Patient. Einmal mehr wird darin deutlich, wie konkret sich theoretische Abwägungen in einer alltäglichen Anwendung niederschlagen können.

Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern viel Spaß bei der Lektüre der vorliegenden Ausgabe und wünschen erholsame und besinnliche Feiertage.

Wolfgang Eirund und Joachim Heil  
Mainz und Bad Schwalbach Dezember 2013

### **Literaturverzeichnis**

Düweel, Marcus; Hübenthal, Christoph; Werner, Micha. H. (Hg.): *Handbuch Ethik*. Stuttgart/Weimar. Metzler, 2002

Höffe, Otfried (Hg.): *Lexikon der Ethik*. München, Beck, 2008

Precht, Peter u. Burkhard, Franz Peter (Hg.): *Metzler Philosophie Lexikon*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1999

Singer, Peter: *Praktische Ethik*. Stuttgart: Reclam: 1994